GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Strukturkategorien Geschlecht, Alter, Behinderung

Schildmann, Ulrike

2011

https://doi.org/10.25595/351

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schildmann, Ulrike: *Strukturkategorien Geschlecht, Alter, Behinderung*, in: Hinz, Renate; Walthers, Renate (Hrsg.): Verschiedenheit als Diskurs (Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag, 2011), 109-118. DOI: https://doi.org/10.25595/351.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Renate Hinz/ Renate Walthes (Hg.)

Verschiedenheit als Diskurs

francke
VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Unterstützt mit Mitteln der TU Dortmund.

© 2011 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem und säurefreiem Werkdruckpapier.

Internet: www.francke.de
E-Mail: info@francke.de

Printed in Germany

ISBN 978-3-7720-8401-0

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Renate Hinz & Renate Walthes
Umgang mit Verschiedenheit als gesellschaftliche Herausforderung 9

Gesellschaftswissenschaften und Soziologie

Iris Koall
Managing Diversity: Heterogenität und Organisation 13

Verena Bruchhagen
Managing Diversity: Heterogenität und Person 25

Diana Lengersdorf & Michael Meuser
Under pressure: Entgrenzung von Männlichkeit als gesellschaftliche Herausforderung 35

Andrea D. Bührmann
Leben und arbeiten am Rande der (Wissens-)Gesellschaft? Über ‚Arme', ‚Prekarisierte' und ‚Exkludierte' 45

Ronald Hitzler
Multiple Optionen für flexible Identitäten – Über Jugend in interessanten Zeiten 53

Sabine Baumgart
Spuren suchen – Pfade finden
Planung zwischen Informalität und Intervention 63

Pädagogik und Psychologie

Susanne Lindemann, Jasmin Schwanenberg & Wilfried Bos
Heterogenität im Lichte rezenter Schulleistungsstudien 75

Renate Hinz
Von der Elementarschule zur Eingangsstufe: Einheit und Differenz schulpolitischen Denkens 87

Markus Dederich
Historische Konstruktionen von Heterogenität und Differenz: Monster und Freaks 97

Ulrike Schildmann
Strukturkategorien Geschlecht, Alter, Behinderung 109

Renate Walthes
Vielfalt wahrnehmen mit Verschiedenheit umgehen 119

Stephan Kösel
Selbstorganisation als pädagogisches Prinzip 129

Ute-Regina Roeder
Selbst und Kultur 141

Peter Zimmermann, Fatma Çelik, Alexandra Iwanski, Cornelia Mohr & Anna Neumann
Persönlichkeitsunterschiede und ihre Auswirkungen im schulischen Kontext 151

Stephan Hußmann
Der individuelle Blick auf Mathematik – Unterricht zwischen Individuum und Mathematik 163

Hans-Peter Ziemek
Biodiversität und Artensterben als gesellschaftliches Problem 175

Ursula Zender & Ulrike Burrmann
Heterogenität im Sportunterricht 181

Politik und Theologie

Udo Vorholt
Pluralismus: Das politikwissenschaftliche Konzept für Heterogenität 193

Thomas Goll
Heterogenität im Fokus der Politikdidaktik 205

Gabriele Mentges
Der Kopftuchstreit 215

Ernstpeter Maurer
Freude an der Differenz – ‚Heterogenität' als
theologischer Begriff 225

Oliver Reis
Erzeugen Religionen Gewalt? Eine Lesehilfe für
religiöse Konflikte in modernen Gesellschaften 235

Ulrike Schildmann

Strukturkategorien Geschlecht, Alter, Behinderung

Der *Umgang mit Heterogenität* ist in der Erziehungswissenschaft spätestens seit Annedore Prengels „Pädagogik der Vielfalt" (1993) und ähnlichen thematisch ausgerichteten Arbeiten (vgl. Hinz 1993; Wenning 1999; Warzecha 2003) ein feststehender Begriff. Wegen seiner unterschiedlichen Facetten ist er allerdings eher schillernd als eindeutig und bedarf der kontinuierlichen Reflexion und Weiterentwicklung. In seiner jüngst vorgelegten Analyse des Forschungsstandes zum „Umgang mit Heterogenität" fasst Norbert Wenning (2010) zusammen, dass es inzwischen viele Vorschläge gebe, wie Gesellschaft und Bildungswesen mit heterogenen Schülerschaften umgehen sollten und wie eine dafür geeignete Didaktik aussehen könnte. Allerdings sei es nicht ausreichend, „den Umgang mit Verschiedenheit auf eine pädagogisch-didaktische Frage zu reduzieren" (Wenning 2010, S. 31).

An dieser Stelle setzen die Überlegungen des vorliegenden Beitrages ein. Dieser geht davon aus, dass eine gleichberechtigte soziale Teilhabe aller Menschen einschließlich einer integrativen/inklusiven Bildung aller Mädchen und Jungen auf der einen Seite positive, demokratisch orientierte, pädagogische Arbeitsansätze erfordert, auf der anderen Seite aber auf eine fundierte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit sozialen Ungleichheitslagen, die zu negativen Zuschreibungen und Statuszuweisungen führen und Behinderung (im sozialen Sinne) hervorbringen, nicht verzichten kann. Dieser zweiten Seite widmet sich der vorliegende Beitrag.

Es geht um die Untersuchung grundlegender gesellschaftlicher Wechselwirkungen zwischen den Strukturkategorien Geschlecht, Alter (Lebensphasen) und Behinderung. Ziel ist es, diese drei Strukturkategorien je einzeln zu charakterisieren und auf diesem Wege eine theoretische Grundlage für die Untersuchung der weiterführenden Frage zu schaffen, wie und unter welchen Bedingungen sich die verschiedenen Ungleichheitslagen gegenseitig beeinflussen, verstärken oder ggf. auch abschwächen können.

Wenn im vorliegenden Beitrag zwei weitere soziale Strukturkategorien – Klasse/Schicht sowie Kultur/interkulturelle Zusammenhänge – im Hintergrund verbleiben, dann nicht, weil diese für nachrangig gehalten würden, sondern ausschließlich aus Gründen der analytischen Darstellbarkeit in dem vorgegebenen Rahmen.

Als *theoretische Grundlage* für die Untersuchung eignet sich die Intersektionalitätsforschung, die sich sowohl als Weiterentwicklung der Gender-For-

schung als auch der sozialen Ungleichheitsforschung versteht (vgl. exemplarisch Bührmann 2009; Winker/Degele 2009), deren Charakteristika jedoch im vorliegenden Beitrag nur angedeutet werden können.

Im 1. Kapitel werden grundlegende Strukturmerkmale von Geschlecht, Alter und Behinderung dargelegt. Dabei sollte klar sein, dass alle drei Strukturkategorien *soziale Ordnungen* widerspiegeln und damit durch und durch als *historische* - und damit veränderliche - Konstruktionen zu verstehen sind. Im 2. Kapitel werden diese auf das Bildungssystem bezogen. Abschließend erfolgen im 3. Kapitel einige zusammenfassende Überlegungen, die der weiteren Beschäftigung mit dem Thema dienen sollen.

1 Charakteristika der Strukturkategorien Geschlecht, Alter, Behinderung im Vergleich

In der modernen Gesellschaft ist das Geschlecht - neben dem Alter - eine der zentralen *Strukturkategorien*, die der Sozialstrukturanalyse als *soziale Ordnungsprinzipien* und als *Indikatoren gesellschaftlicher Ungleichheitslagen* dienen. Die Kategorie Geschlecht gilt generell als „Oberbegriff für die Einteilung der Bevölkerung in Frauen und Männer, in weibliche und männliche Individuen" und damit - unter Ausblendung möglicher intersexueller Geschlechtsformen - *in zwei große Bevölkerungsgruppen*. „Sie folgt damit der Einsicht, daß in allen uns bekannten Gesellschaften das Geschlecht (wie auch das Alter) eine mit der Geburt festliegende Dimension sozialer Strukturierung, die das gesamte soziale und kulturelle Leben einer Gesellschaft prägt, sowie ein Bezugspunkt der Zuweisung von sozialem Status ist" (Ostner 1998, S. 211). Mit der Kategorie *Alter* hat die Kategorie *Geschlecht* vor allem eines gemeinsam: die Naturalisierung von Gesellschaft. Der Lebenslauf- und Altersforscher Martin Kohli führt dazu aus: „Die Gliederung nach Lebensaltern ist eine der möglichen Dimensionen der Naturalisierung von Gesellschaft. Naturalisierung heißt, daß von Menschen geschaffene gesellschaftliche Ordnungen sich als etwas Natürliches präsentieren" (Kohli 1998, S. 1).

Die Orientierung beider sozialer Strukturkategorien ist auf die moderne Form der industriellen Erwerbstätigkeit gerichtet, im Falle der Kategorie Geschlecht ergänzt durch die (auch heute noch weitgehend von Frauen verrichtete) familiale Reproduktionsarbeit mit deren struktureller Abhängigkeit von der (männlichen) Erwerbsarbeit, im Falle der Kategorie Alter ergänzt durch die Altersabschnitte Kindheit und Jugend, in denen Erziehung und Sozialisation für die Anforderungen der modernen Industriegesellschaft stattfinden, und des modernen Ruhestandes, der nur aus industrieller Erwerbstätigkeit und männlichen Erwerbsstrukturen (vgl. Backes 2004) erklärbar ist.

Auch die Kategorie *Behinderung* ist mit den Strukturkategorien Geschlecht und Alter eng verwoben; denn sie dient dazu, eine bestimmte Art der *Abweichung von der (männlichen bzw. weiblichen) Normalität* zu definieren und zu klassifizieren. Dabei spielt auch wiederum die Kategorie Alter eine nicht unwesentliche Rolle; denn das, was unter Behinderung - und nach deutschen Rechtsvorgaben unter Schwerbehinderung - verstanden wird, lehnt sich in direkter Weise an die gesellschaftlichen Erwartungshaltungen bezüglich der jeweiligen Altersabschnitte an.

Die Verbindung zwischen Geschlecht, Alter und Behinderung findet vor allem auf dem gesellschaftlichen Feld der Leistung statt (vgl. Schildmann 2002): In der modernen Leistungsgesellschaft werden wesentliche materielle und soziale Chancen, gegenseitige Anerkennung und Bewertung sowie soziale Positionen der Individuen nach Leistung vergeben. Das beginnt spätestens im Schulalter und endet frühestens mit Ende des so genannten erwerbsfähigen Alters. In ihrer allgemeinsten Form wird Leistung als der Quotient aus einer verrichteten Arbeit und der dazu benötigten Zeit definiert. Damit rückt die Kategorie Arbeit ins Zentrum aller Wertmaßstäbe der modernen Gesellschaft. An der erwarteten und vollbrachten Arbeitsleistung sowie an der unterschiedlichen Bewertung voneinander verschiedener Leistungsarten (darunter vor allem so genannte produktive gegenüber reproduktiver Arbeit) orientiert sich auch die gesellschaftliche Wertschätzung der jeweiligen Leistungsträger: Die moderne Industriegesellschaft basiert jedoch auf einer geschlechterspezifischen Arbeitsteilung, welche im historischen Prozess der Industrialisierung Männern und Frauen unterschiedliche Arbeitsbereiche - mit einer ungleichen gesellschaftlichen Wertschätzung - zugewiesen hat: Männern die Erwerbsarbeit, Frauen die familiale Reproduktionsarbeit (Hausarbeit) und (ggf.) zusätzlich - zumeist reproduktionsbezogene - Erwerbsarbeit. Während die (männliche) Erwerbstätigkeit nach jeweiligem Marktwert entlohnt wurde/wird, wurde Vergleichbares für die familiale Reproduktionsarbeit nie eingeführt; der Aufwand für die Hausarbeit wurde stattdessen indirekt im Lohn des männlichen ‚Ernährers' verankert und die Leistung der Frau auf dieser Basis gegenüber der (männlichen) Erwerbsarbeit abgewertet. Wenn auch die ‚Ernährernorm' des Mannes heute brüchig geworden ist (vgl. Ostner 1998, S. 219) und Frauen unterschiedliche Formen des ‚Spagats' zwischen familialer Reproduktionsarbeit und Erwerbsarbeit (insbesondere in Form von Teilzeitarbeit) praktizieren, sind finanzielles Ungleichgewicht und unterschiedliche Bewertungen geschlechterspezifischer Arbeit bis heute erhalten geblieben. Mit der Kategorie Behinderung verbindet sich diese Konstruktion durch die an einem fiktiven gesellschaftlichen Durchschnitt gemessene Leistungsfähigkeit von Männern und Frauen, Jungen und Mädchen. Behinderung als eine mögliche Form der Abweichung von der Normalität wird gemessen an einer Leistungsminderung aufgrund gesundheitlicher Schädigungen und/oder intellektueller Einschränkungen,

ggf. in Verbindung mit sozialer Auffälligkeit. Die formalen Kriterien für die Festlegung einer Behinderung, im Sinne des Gesetzes ‚Schwerbehinderung' genannt, orientierten sich in Deutschland historisch (bis 1974) an den Problemen kriegsbeschädigter Männer sowie (bis heute) an der durchschnittlichen Arbeitsfähigkeit männlicher Erwerbstätiger. Im Begriff der Minderung der Erwerbsfähigkeit, der auch heute noch zum Teil gebräuchlich ist, wurde und wird der Zusammenhang mit der industriellen, auf Erwerbsarbeit bezogenen Leistungsminderung deutlich. Reproduktionsbezogene Familienarbeit spielte dagegen nie eine wesentliche Rolle. Die ausgehandelten Nachteilsausgleiche für Behinderte waren und sind weitgehend orientiert an den Strukturen männlicher Erwerbsarbeit und Sozialversicherung und vernachlässigen weibliche Problemlagen bzw. erklären diese zur ‚Besonderheit' im Vergleich zum ‚Allgemeinen', womit die Konstruktion von Normalität angesprochen wäre (vgl. Schildmann 2004, 2006, 2009).

Vergleichend kann über die drei besprochenen Strukturkategorien hier folgendes festgehalten werden:

- *Geschlecht:* Die moderne Gesellschaft geht von einer sozialen *Zweigeschlechtlichkeit* aus, sie unterteilt also die Gesamtbevölkerung im Wesentlichen in zwei etwa gleich große Gruppen. Dies geschieht, obwohl – zumindest in Fachkreisen – bekannt ist, dass sich nicht alle Individuen eindeutig dem einen oder dem anderen Geschlecht zuordnen lassen, sondern anderen Subkategorien zuzuordnen sind, die etwa unter den Begriffen Inter- und Transsexualität zusammengefasst werden.
- *Alter:* Über die gesamte Lebensspanne hinweg gesehen unterteilt diese Kategorie die Bevölkerung in *(mindestens) drei große Abschnitte* ein: Kindheit/Jugend, Erwachsenenalter, Rentenalter/Ruhestand. Wie im Falle der Strukturkategorie Geschlecht – mit deren Hauptmerkmal der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung – ist der „strukturelle Grundbestand dafür [...] die gesellschaftliche Ordnung der Arbeit" (Kohli 1998, S. 1). Die Orientierung beider sozialer Strukturkategorien ist auf die moderne Form der industriellen Erwerbstätigkeit gerichtet, im Falle der Kategorie Geschlecht ergänzt durch die (weibliche) familiale Reproduktionsarbeit mit deren struktureller Abhängigkeit von der (männlichen) Erwerbsarbeit, im Falle der Kategorie Alter ergänzt durch die Altersabschnitte Kindheit/Jugend, in denen Erziehung und Sozialisation für die Anforderungen der modernen Industriegesellschaft stattfinden, und des modernen Ruhestandes, der nur aus industrieller Erwerbstätigkeit und männlichen Erwerbsstrukturen (vgl. Backes 2004) erklärbar ist.
- *Behinderung* dient – im Vergleich zu Geschlecht und Alter – dazu, eine bestimmte Art der Abweichung von der männlichen bzw. weiblichen Normalität zu definieren und zu klassifizieren und bezeichnet im statistischen Sinne eine *soziale Minderheit gegenüber einer großen Mehrheit.* Wie hoch deren Anteil an der Gesamtbevölkerung ist und welche Kriterien

zur Definition dieser Gruppe herangezogen werden, ist abhängig davon, was die Gesellschaft im Allgemeinen als *normal* bezeichnet (vgl. hier vor allem die so genannte Gaußsche Normalverteilung), aber die Definitionen von Behinderung sind darüber hinaus abhängig von jeweiligen - auch kurz- und mittelfristigen - sozialpolitischen Erwägungen und Zwecken. Im Vergleich zu den Kategorien Geschlecht und Alter, welche als relativ stabile, historisch gefestigte Strukturkategorien anzusehen sind, wenngleich auch innerhalb ihrer jeweiligen Konstruktionen erhebliche Dynamiken zu verzeichnen sind, ist Behinderung eine flexiblere Strukturkategorie, gekennzeichnet durch kurz- oder mittelfristige politische Handlungsnotwendigkeiten, wie die historische Analyse zeigt.

Zum Thema Behinderung sei hier schließlich eine grundlegende Definition angeführt, die den Rahmen der theoretischen Vorüberlegungen vervollständigt:

„Behinderung als sozialer Begriff bezieht sich zum einen
(1) auf einen Prozess sozialer Ausgrenzung und Segregation, hinter dem unterschiedliche ökonomische, soziale, historische und normative Interessen stehen, zum anderen
(2) auf individuelle Geschichten biographischer Erschwernisse und Probleme, häu-fig überlagert durch
(3) naturalisierende ([z. B. ‚genetisches' Syndrom] oder individualisierende Ideologien, deren Bezugspunkte Abweichungen von der fiktiven Norm des mitteleuropäischen oder nordamerikanischen Menschen mittleren Lebensalters, mit guter Schulbildung, angemessenem Einkommen und männlichen Geschlechts sind" (Jantzen 2002, S. 322).

In einem besonders hohen Maß „durch *Prozesse der Verwundbarkeit* gekennzeichnet" seien dabei Menschen mit geistiger Behinderung, so Wolfgang Jantzen (2002, S. 325).

Ich fasse diesen Abschnitt meines Beitrags folgendermaßen zusammen: Die drei hier vorgestellten gesellschaftlichen Strukturkategorien, die dazu dienen, soziale Ungleichheitslagen anzuzeigen, sind in sich sehr unterschiedlich, insofern also nicht einfach miteinander vergleichbar, aber sie treten immer in einer *bestimmten Verbindung miteinander* auf. Selbst wenn der Mainstream der Behindertenforschung auch heute noch (bewusst oder unbewusst) Alter und Geschlecht immer wieder ausblendet, ist Behinderung - bei ernsthafter Analyse - nie geschlechterneutral und altersunabhängig zu denken.

2 Zur Relevanz der Strukturkategorien Geschlecht, Alter, Behinderung im Bildungswesen

Schon im frühkindlichen Alter sind alle drei hier angesprochenen Strukturkategorien von Bedeutung. Die soziale Zweigeschlechtlichkeit wirkt, wie weiter oben bereits erwähnt, auf die Entwicklung jedes einzelnen Kindes ein. Wenn ein Kind zur Welt kommt, wird nicht selten gefragt: „Und, ist es ein Mädchen oder ein Junge?" Und wenn die Antwort anders ausfällt als erwartet, dann heißt es schnell: „Na, Hauptsache, es ist gesund!" Alter - Geschlecht - Gesundheitszustand stehen also vom Lebensanfang an in enger Verbindung miteinander. Für die Lebensphase der frühen Kindheit stellt Ursula Rabe-Kleberg fest:

> „Kinder sind vom Anfang ihres Lebens an Akteure und Akteurinnen im Prozess der Gender(re)konstruktion. Sie erleben ihn nicht nur passiv als Opfer erwachsener Zuschreibung, sondern aktiv als ‚Forscher', die in die ihnen fremde Kultur der Zweigeschlechtlichkeit kommen und schnell lernen müssen, sich darin zurecht zu finden. Die dazu notwendigen kognitiven Fähigkeiten erwerben sie rasch. Mit ca. einem Jahr unterscheiden sie Personen nach dem Geschlecht, nach spätestens zwei Jahren ordnen sie sich selbst mit großer Sicherheit dem ‚richtigen' Geschlecht zu. [...] Prozesse der Genderbildung sind vor allem im kindlichen Spiel von vielen Forschern studiert worden. [...] In ihren Spielen sind die Kinder bestrebt, so zu tun, als beherrschten sie bereits die Kompetenzen und Regeln, um deren Beherrschung sie eigentlich noch ringen. Dies gilt auch für die Genderordnung. Jungen und Mädchen stellen sich besonders typisch dar, wie um herauszufinden, wie es ist, ein ‚richtiger' Junge, ein ‚richtiges' Mädchen zu sein. Nicht gender-eindeutiges Verhalten anderer wird hingegen (von Kindern/U.Sch.) [....] sanktioniert" (Rabe-Kleberg 2006, S. 1001 f.).

Zu ergänzen ist an dieser Stelle: Wenn die Aneignung des eigenen Geschlechtes - mit welcher Orientierung auch immer - im Prozess der früheren oder späteren Bildung verhindert wird, dann kann das erhebliche negative Konsequenzen für die Herausbildung der Identität des Individuums haben. Für behinderte Mädchen und Jungen besteht gerade auf dieser Ebene eine große Gefahr. Wenn ihnen - bewusst oder unbewusst - die systematische Aneignung ihres Geschlechts oder ihrer sozialen Geschlechtlichkeit verwehrt wird, dann geschieht dies vordergründig vor allem dadurch, dass ihrer Behinderung soviel Aufmerksamkeit und Gewicht zuteil wird, dass dahinter alles andere als zweit- und nachrangig erscheint. Im Hintergrund können aber auch noch andere soziale Mechanismen wirksam sein, die unter dem Begriff der *Eugenik* zusammenzufassen sind: Mit diesem wird - tendenziell bis heute - die Einschätzung transportiert und reproduziert, dass bestimmte Menschen die ihnen eigene Geschlechtlichkeit nicht leben und entfalten sollen, damit sie sich vor allen Dingen nicht fortpflanzen. Denn - so die eugenische Argumentationsfigur - damit würden auf die Gesellschaft nur noch weitere Belastungen und Kosten zukommen, nämlich Unterstüt-

zungsansprüche bei der Erziehung der Kinder oder - was von Eugenikern für noch schlimmer gehalten wird - die Vererbung defekter Gene!

Wenn wir also auch heute noch manchmal klarstellen müssen, dass auch Menschen mit Behinderung männlich und weiblich sind, dann hat das seine tiefer liegenden Ursachen darin, dass einigen Gruppen von behinderten Menschen Geschlechtlichkeit und Geschlechtsleben immer noch abgesprochen werden. Das „Bildungsprojekt Geschlecht", von dem Rabe-Kleberg spricht, erhält also gerade für behinderte Mädchen und Jungen eine besondere Brisanz.

In diesem Zusammenhang sei auch auf den Begriff des *‚doing gender'* aufmerksam gemacht, der darauf hinweist, dass das Geschlecht nicht etwas ist, das wir haben oder sind, sondern „dass das Geschlecht eine Relation [ist ...] und dass uns die Zweigeschlechtlichkeit immer schon als Konstruktion begegnet, in die eine bedeutungsgeladene Leiblichkeit und historisch-gesellschaftlich beladene Macht- und Ungleichheitsverhältnisse eingeflossen sind" (Hagemann-White 2006, S. 133). Das Geschlecht wird also vom Lebensanfang an in der Interaktion mit anderen hergestellt, erprobt, reproduziert und in seinen einzelnen Facetten verändert.

Aufmerksamkeit erregende Zusammenhänge zwischen Alter, Geschlecht und Behinderung werden vor allem unter den Bedingungen und Strukturen des öffentlichen Bildungswesens (und hier vor allem der Schule) sichtbar:

Schon im Kindergartenalter werden bei Jungen erheblich mehr (soziale) Auffälligkeiten festgestellt als bei Mädchen: Diese kommen für die Altersgruppe der 3-7jährigen vor allem in der Kategorie „Heilpädagogische Leistungen im Rahmen der Frühförderung" mit einem Jungenanteil von 67% zum Ausdruck und für die Altersgruppe der 3-6jährigen in der Kategorie „Eingliederungshilfe bei (drohender) seelischer Behinderung" mit einem Jungenanteil von 75% (vgl. Marks 2010, zit. nach Schildmann 2010, S. 12 f.).

Im Pflichtschulalter sind unter den rund 500.000 Kindern und Jugendlichen mit einem ‚sonderpädagogischen Förderbedarf' in Deutschland ca. 63% Jungen, also fast doppelt so viele Jungen wie Mädchen, die sich nochmals unterschiedlich auf die einzelnen Förderschwerpunkte verteilen.

Angesichts dieser Verhältniszahlen ist es erstaunlich, dass die Pädagogik als Gesamtdisziplin insgesamt bisher recht wenig Aufmerksamkeit auf die Geschlechterverhältnisse unter den zu erziehenden und zu fördernden Jungen und Mädchen verwendet hat, obwohl bereits seit Anfang der 1980er-Jahre auf diese Verhältnisse hingewiesen wird (vgl. Prengel 1984). Die „Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung" (OECD), die u. a. auch die PISA-Studien verantwortet, stellte im Jahr 2003 vier Thesenzusammenhänge zur Debatte, die nach ihrer Auffassung weiterer Erforschung und Überprüfung bedürften und nicht nur auf Deutschland bezogen werden:

„- Jungen sind eher anfällig für Krankheit und Traumata [...]
- Jungen externalisieren ihre Gefühle eher als Mädchen [...]
- Das Schulsystem wird zunehmend ‚verweiblicht' [...] (es fehlten die männl. Vorbilder/U. Sch.)
- Der Erziehung und Bildung von Jungen wird höhere Priorität zugemessen als der von Mädchen" (OECD 2003, S. 20 f.).

Eine kritische, nach Geschlechtern differenzierende Forschung auf diesem Gebiet ist überfällig - sie ist zu fordern und müsste öffentlich gefördert werden, was allerdings voraussetzt, dass die schulische Koedukation ihre Geschlechterhierarchien nicht ausblendet, sondern bewusst nutzt und im Sinne von *Gender Mainstreaming* (BMFSFJ 2002) und *Disability Mainstreaming* (IMEW 2007) weiterentwickelt. Hier wären die Strukturmerkmale der Intersektionalitätsforschung zu beachten, wie sie etwa von Winker/Degele (2009) vorgeschlagen werden.

Die Verhältnisse zwischen Jungen und Mädchen mit Behinderung bzw. sonderpädagogischem Förderbedarf gewinnen nochmals ganz neue Strukturen beim Übergang von der Schule in den Beruf:

„Der Besuch einer Sonderschule wirkt sich erheblich benachteiligend auf die Lebensperspektiven aus: auf die Chancen eines selbständigen Wohnens, auf Partnerschaft, soziale Bindungen und ein soziales Netzwerk, auf Beruf und Einkommen. Die schlechtesten Perspektiven knüpfen sich an folgende Merkmale: ‚Abgänger der Lern- und Geistigbehindertenschule', ‚Sonderschüler mit niedrigem Bildungsabschluss', ‚schwere Behinderung' und ‚weiblich'. Behinderte Mädchen haben unabhängig vom in der Sonderschule erreichten Bildungsabschluss schlechtere Perspektiven. Mit dem Abschluss einer *Regelschule* verbessern sich die Chancen eindeutig, aber auch hier sind die Lebenslagen gekennzeichnet durch hohe Erwerbslosenquoten, reduzierte soziale Netzwerke, finanzielle Belastungen, niedrigere Einkommen; auch hier sind die Mädchen stärker benachteiligt" (Beck 2002, S. 283 f.).

Der springende Punkt scheint *vordergründig* auf dem Gebiet des Übergangs von der Schule in den Beruf zu liegen; da wird z. B. konstatiert: „Mädchen wählen - trotz im Schnitt besserer Schulabschlüsse und Noten - ‚typisch weibliche' und häufig technikferne Berufsfelder und Studienfächer und schöpfen damit ihre Berufsmöglichkeiten nicht voll aus [...]" (Deutscher Bundestag 2004, S. 65).

Bei genauerer Betrachtung aber erscheint *im Hintergrund* die Struktur der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung als wesentlich:

- die Zuweisung der familialen Reproduktionsarbeit an Frauen,
- deren gesellschaftliche Minderbewertung und Nichtbezahlung und
- der Versuch von Mädchen/Frauen, beide zentralen Lebens- und Arbeitsbereichen der Gesellschaft (Berufsarbeit plus familiale Reproduktionsarbeit) miteinander zu kombinieren, ‚unter einen Hut zu kriegen'.

Diese Struktur aber, die bei Mädchen und Frauen im Allgemeinen und bei behinderten Mädchen und Frauen im Besonderen zu *erhöhten sozialen Risiken* führt, wird aus den Lehrplänen des deutschen Bildungswesens weitgehend ausgeblendet und stellt sich deshalb für viele Jugendliche überraschend ein - es sei denn, die Lebensbedingungen der eigenen Mütter und Väter werden kritisch reflektiert und für die eigenen Zukunftperspektiven genutzt.

3 Zusammenfassende Betrachtung

Ein reflexiver und kreativer ‚Umgang mit Heterogenität' erfordert nicht nur die Bereitschaft aller Beteiligten zu einer Pädagogik, in der die individuelle Verschiedenheit von Kindern und Jugendlichen positiv wertgeschätzt und zum Ausgangspunkt des gemeinsamen Lernens gemacht wird, sondern ebenfalls auch die Aneignung grundlegender Kenntnisse über soziale Ungleichheitslagen, die die Lernvoraussetzungen von Kindern und Jugendlichen prägen. Um letztere Kenntnisse zu erwerben, ist die Auseinandersetzung mit den sozialen Strukturkategorien sinnvoll, die - zumeist verschränkt miteinander - soziale Ungleichheitslagen produzieren und ggf. zu sehr unterschiedlichen Lebens- und Lernbedingungen führen.

Im vorliegenden Beitrag wurde auf einem exemplarischen Feld - der ersten prägenden Lebensphasen: Kindheit und frühe Jugend - gezeigt, wie sich die sozialen Strukturkategorien Alter, Geschlecht und Behinderung (hier vor allem in Form des sonderpädagogischen Förderbedarfs) miteinander verschränken und wirken. Wenn dies bislang weitgehend nur auf der quantitativen Ebene belegt werden kann, ist das vor allem ein Zeichen dafür, dass die qualitative Ebene noch kaum erforscht ist und der dringenden Bearbeitung in Form differenzierter, intersektioneller Analysen bedarf. Hier liegt ein großes offenes Forschungsfeld.

Literatur

Backes, Gertrud (2004): Alter(n): Ein kaum entdecktes Arbeitsfeld der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- u. Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 395-401.

Beck, Iris (2002): Die Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung und ihrer Familien in Deutschland: soziale und strukturelle Dimensionen. In: Sachverständigenkommission 11. Kinder- und Jugendbericht (Hrsg.): Gesundheit und Behinderung im Leben von Kindern und Jugendlichen, Bd. 4. München: DJI Verlag, S. 175-315.

Bührmann, Andrea (2009): Intersectionality - ein Forschungsfeld auf dem Weg zum Paradigma? In: Gender 1, H. 2, S. 28-44.

BMFSFJ/Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2002): Gender Mainstreaming. Was ist das? Bonn.

Deutscher Bundestag (2004): Bericht der Bundesregierung über die Lage behinderter Menschen und die Entwicklung ihrer Teilhabe. Drucksache 15/4575 vom 16. 12. 2004.

Hagemann-White, Carol (2006): Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. In: Feministische Studien 11, H. 2, S. 68-78.

Hinz, Andreas (1993): Heterogenität in der Schule. Integration - Interkulturelle Erziehung - Koedukation. Hamburg.

IMEW/Institut Mensch Ethik Wissenschaft (2007): IMEW konkret: Disability Mainstreaming. Berlin.

Jantzen, Wolfgang (2002): Identitätsentwicklung und pädagogische Situation behinderter Kinder und Jugendlicher. In: Sachverständigenkommission 11. Kinder- und Jugendbericht: Gesundheit und Behinderung im Leben von Kindern und Jugendlichen, Bd. 4. München: DJI Verlag, S. 317-394.

Kohli, Martin (1998): Alter und Altern der Gesellschaft. In: Schäfers, Bernhard/Zapf, Wolfgang (Hrsg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Opladen: Leske + Budrich, S. 1-11.

OECD/Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (2003): Bildungspolitische Analyse 2003. Paris: OECD.

Ostner, Ilona (1998): Frauen. In: Schäfers, Bernhard/Zapf, Wolfgang (Hrsg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Opladen: Leske + Budrich, S. 210-221.

Prengel, Annedore (1984): Schulversagerinnen. Versuch über diskursive, sozialhistorische und pädagogische Ausgrenzungen des Weiblichen. Gießen: Focus.

Prengel, Annedore (1993): Pädagogik der Vielfalt. Opladen: Leske + Budrich.

Rabe-Kleberg, Ursula (2006): Gender als Bildungsprojekt. Wie Mädchen und Jungen sich die zweigeschlechtliche Welt aneignen. In: Betrifft Mädchen, H. 3, S. 100-104.

Schildmann, Ulrike (2002): Leistung als Basis-Normalfeld der (post-)modernen Gesellschaft - kritisch reflektiert aus behindertenpädagogischer und feministischer Sicht. In: Bundschuh, Konrad (Hrsg.): Sonder- und Heilpädagogik in der modernen Leistungsgesellschaft. Krise oder Chance? Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt, S. 125-131.

Schildmann, Ulrike (2004): Normalismusforschung über Behinderung und Geschlecht. Eine empirische Untersuchung der Werke von Barbara Rohr und Annedore Prengel. Opladen: Leske + Budrich.

Schildmann, Ulrike (2006): Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht in der Lebensspanne. Eine statistische Analyse. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik 75, H. 1, S. 13-24.

Schildmann, Ulrike (2009): Normalität. In: Dederich, Markus/Jantzen, Wolfgang (Hrsg.): Behinderung, Bildung, Partizipation. Enzyklopädisches Handbuch der Behindertenpädagogik, Bd. 2. Stuttgart: Kohlhammer, S. 204-208.

Schildmann, Ulrike (2010): Umgang mit Verschiedenheit in der gesamten Lebensspanne - eine neue Forschungsperspektive. In: Schildmann, Ulrike (Hrsg.): Umgang mit Verschiedenheit in der Lebensspanne. Behinderung - Geschlecht - kultureller Hintergrund - Alter/Lebensphasen. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt, S. 11-21.

Warzecha, Birgit (2003): Heterogenität macht Schule. Beiträge aus sonderpädagogischer und interkultureller Perspektive. Münster: Waxmann.

Wenning, Norbert (1999): Vereinheitlichung und Differenzierung. Zu den „wirklichen" gesellschaftlichen Funktionen des Bildungswesens im Umgang mit Gleichheit und Verschiedenheit. Opladen: Leske + Budrich.

Wenning, Norbert (2010): Umgang mit Verschiedenheit - Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven. In: Schildmann, Ulrike (Hrsg.): Umgang mit Verschiedenheit in der Lebensspanne. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt, S. 23-35.

Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: Transcript.